

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 23

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 23 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 10. Juni 1922

Genua

Von Ernst Oser.

Das Meer liegt still. — Vom Campo Santo droben
Schwebt eines Friedens Hauch zur blauen Glut.
Im Aue hallt der Glocken weites Loben
Und dämmernd sinkt der Tag mit seiner Glut.

Bald träumt die stolze Stadt im tiefen Schlummer,
Vergessend der Gebrechen unsrer Welt
Nur ein Palazzo birgt der Erde Kummer,
Der schattend vor des Friedens Leuchte fällt.

Denn keiner, keiner hat das Wort gefunden,
Erlösend wie ein neues Auferstehn:
An jenem Tage wird die Welt gefunden,
Wo Völker liebend miteinander gehn!

Still liegt das Meer. — Am Campo Santo droben
Hält hoch ein Marmorkreuz die Totenwacht.
Wie eines Sehers bleiche Hand erhoben
Weißt es den Weg aus banger, dunkler Nacht.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Wöschlin.

23

Hans Steiner saß in Bern nach einer Konferenz mit drei Freunden beisammen.

„Seltsam ist's Leben schon,“ sagte er, „kaum ist die eine Arbeit zu Ende, so beginnt eine neue. Mein Tunnel, der mich so viel Mühe gekostet hat, ist nun in seinem gefährlichen Abschnitte wenigstens fertig. Der armierte Beton hat uns geholfen. Aber ich habe keine Zeit, mich daran zu freuen. Ich muß schon wieder an einen anderen Tunnel denken. Das Kapital der Firma muß eben seinen Umsatz haben. Die Arbeit ist unser Herr geworden, statt daß wir ihr Herr sein sollten. So ist's, oder kann es einer bestreiten?“

Die anderen nickten.

„Wir sitzen hier gerade jetzt als gute Freunde beisammen. Aber laßt einen hereinkommen, der uns sagt: die und die Konkurrenz ist eröffnet — auf einmal sind wir Feinde, müssen einander unterbieten, um vielleicht etwas Weniges zu gewinnen. Warum das? Sollte nicht eine andere Lösung möglich sein? Daß wir beispielsweise alle miteinander aus Freude arbeiteten, nicht um Geldes willen?“

„Seit wann hast du angefangen zu philosophieren, Steiner?“ fragten die andern.

„Ach, ich bin kein Philosoph. Das sind bloß so Gedanken, die einem dann und wann durch den Kopf gehen. Bei uns handelt es sich immer nur um Stein und Zement. Und doch ist eigentlich der Mensch viel wichtiger als Stein und Zement. Meine Frau hat im Grunde ganz recht.“

„Die Frauen haben immer recht,“ sagten die andern.

„Aber was soll man machen? Ich weiß keinen Ausweg. Ihr vielleicht? Man sagt zwar, der Mensch sei das Größte von allem. Aber es will nicht recht stimmen, denn so ein Tunnel beispielsweise, was spielt der nicht für eine Rolle. Der frißt die Menschen zu Hunderten und mich und meine Frau dazu.“

„Wird wohl nicht so schlimm sein.“

„Doch, es ist schlimm. Meine Frau erträgt die Einsamkeit nicht.“

„Kein Kind in Aussicht?“

„Nein, noch nicht.“

„Dann ist's begreiflich, daß deine Frau nicht glücklich ist. Denn eine Frau will eben Kinder haben.“

„Damit eine Familie mit Kindern gesegnet werde,“ sagte Hans Steiner langsam und nachdenklich, „scheint eine gewisse Freude und Fröhlichkeit nötig zu sein.“

„Hört, hört,“ lachten die Freunde.

„Ja,“ fuhr Hans fort, „es mag sein, daß ich mich vielleicht nicht ganz richtig und deutlich ausgedrückt habe. Aber in diesen Dingen ist es eben schwer, und ihr versteht vielleicht doch, was ich meine. Es will mir nämlich scheinen, als ob der alte Spruch „Die Kinder seien ein Geschenk Gottes“ doch nicht ganz Unrecht habe.“

* * *

Achstes Kapitel. — Das Kindlein.

Martha Zumbrunner und der Doktor saßen fröhlich im Laboratorium beisammen.

„Ganz recht,“ sagte er, „lächeln Sie drauf los, das tut gut. Oder weinen Sie zu Hause?“

Sie schüttelte den Kopf. „Warum sollte ich weinen?“

„Um so besser, Fräulein Zumbrunner. Das Kind soll eine lächelnde Mutter haben. Je fröhlicher die Gebärende, desto gesunder das Geborene.“

„Ach, es ist kaum rassenhygienischer Gesichtspunkte wegen, daß ich fröhlich bin,“ sagte sie. „Ich muß lächeln, weil ich gar vieles zu belächeln habe. Da ist einmal meine eigene, mir jetzt ganz unbegreifliche Schwäche. Und daß Sie mich beinahe heiraten wollten. Und daß mir die Mutter immer noch nicht verzeihen will. Und daß sich mein Bruder schämt, weil ich dünner gewesen bin als die Mädchen, mit denen er zu tun hat. Ich glaube, er hat die Filiale in Zürich bloß übernommen, um mich nicht mehr treffen zu müssen. Und dann muß ich vor allem über die selbstbewußte Ernsthaftigkeit der Welt lachen. Man macht sich wirklich etwas allzu viel Mühe und Not, finde ich. Oder nicht? Ich ging auch immer so ernst und feierlich umher. Warum alles so tragisch nehmen, wenn doch alles so einfach ist? Da meint man, man müsse sterben — und auf einmal darf man wieder leben und viel schöner sogar als je vorher. Du hast wahrhaftig keinen Grund zum Lächeln sagte lektzin eine Freundin zu mir. Ach, wenn du wüßtest, wie viel Grund zum Lächeln mir deine Bemerkung gibt, antwortete ich. Da wurde sie böse und grüßte mich seither nicht mehr. Aber ich kann ihretwegen wahrhaftig keine Tränen vergießen. Oder soll ich, Herr Doktor?“

„Nein, nein, um Himmelswillen nicht. Wenn wir in Basel zweihundert oder dreihundert gesunde, tüchtige und hübsche Mädchen hätten, die jede Dummheit, jede Feigheit, jede Schwäche, jede Gemeinheit recht übermütig auslachen würden — so wären wir in ein paar Jahren ein verwandeltes Volk. Von den Pfarrern kann man ja kein Lächeln verlangen. Wenn sie auch eines aufbringen, so ist's doch nicht das rechte. Aber so ein Mädchenlächeln! Ich habe schon merkwürdige Wirkungen gesehen. Unsere Weltverbesserer sind alle viel zu ernst. Ich auch, es ist mir eben nicht anders gegeben. Aber das Lächeln muß einen Hintergrund haben, eine Perspektive, möchte ich sagen, das heißt: es muß aus dem Grunde stammen, aus dem es bei Ihnen quillt, aus Kraft und Ueberwindung, sonst wird das Lächelnlichtlein vom ersten Trauerbäcklein ausgelöscht.“

„Mit meiner Kraft war es auch nicht immer so weit her und wenn Sie mir nicht geholfen hätten, wer weiß...“

„Der stärkste Mann kann auch einmal ein Bein brechen und ist dann noch hilfloser als ein Kind.“

„Sehr nett gesagt, Herr Doktor. Sie sind voller Milde und Barmherzigkeit gegenüber uns armen, sündigen Menschen.“ Und sie seufzte schalkhaft. „Aber nun habe ich einen Wunsch; seinetwegen bin ich hergekommen. Sie haben mir so weit geholfen, sie müssen mir auch weiter helfen.“

„Gern, wenn ich kann, Fräulein Zumbrunner.“

„Ich möchte nämlich eine Arbeit haben, einen Beruf.“

„Sie haben ja einen.“

„Ach, das genügt mir noch nicht. Ein Kind, das geht ja ganz gut nebenbei. Und auch später habe ich gar nicht die Absicht, aus ihm einen Gegenstand gottesdienstlicher Handlungen zu machen.“

„Sie sind auf dem richtigen Wege. Wenn Ihr Kind gesund ist, dann wird es Ihnen wirklich keine besondere Mühe bereiten.“

„Und darum muß ich also eine richtige Arbeit haben.“

„Es fragt sich nur, was für eine Arbeit.“

„Ich möchte Krankenschwester werden,“ sagte sie eifrig.

Er runzelte die Stirne, so daß sein Kopf noch komischer ausjah als gewöhnlich. „Krankenschwester, Krankenschwester! Es ist bald die reinste Epidemie; alles will Krankenschwester werden.“

„Aber es ist doch etwas Schönes, den Kranken zu helfen!“

„Natürlich. Aber soll denn ein Mädchen nicht den Gesunden helfen können? Warum immer nur den Kranken? Es gibt doch Arbeit genug. Verhindert doch lieber, daß die Menschen krank werden, statt an den Betten zu sitzen und Fieberthermometer abzulesen. Von andern Berichtigungen gar nicht zu reden!“

„Ich habe es mir so schön vorgestellt.“

„Ja, ja; es ist aber viel Häßliches dabei.“

„Das muß eben überwunden werden.“

„Aber warum denn gerade von Ihnen? Haben Sie draußen nichts zu tun?“

„Aber ich habe nun einmal das Bedürfnis zu helfen.“

„Ist draußen keine Hilfe notwendig? Und wollen Sie Ihr Kind etwa auch ins Spital bringen?“

„Ich dachte mir, ich wolle zuerst die Krankenpflege lernen, um dann später vielleicht ein kleines Privatspital zu eröffnen.“

„Um sich ihr Leben lang mit Kranken abzugeben? Gehen Sie lieber hin und tun Sie eine Arbeiterküche auf! Richten Sie ein gutes, freundliches, sauberes Logierhaus ein, in dem die Arbeiter schön und billig wohnen können. Dann braucht nachher mancher hier nicht mehr gepflegt zu werden, der vorläufig noch gepflegt werden muß, weil ihm draußen nicht geholfen wird.“

„Aber ich kann doch jetzt nicht eine Arbeiterküche eröffnen.“

„Nicht jetzt, aber später.“

„Bis dahin möchte ich doch etwas tun. Ich möchte selbständig sein.“

„Sie haben doch zu leben.“

„Ja, aber ich schäme mich, von meiner Mutter, die mich ja doch nicht mehr als ihre Tochter betrachtet, Geld anzunehmen.“

„Solche Gefühle müssen Sie sich abgewöhnen. Es gibt ja so viele Mädchen, die kein Geld haben; nehmen Sie denen den Verdienst nicht weg.“

„Aber man will doch sein Brot selber verdienen.“

„Das ist eine Einbildung, die man überwinden muß. Ich sage es Ihnen offen, Fräulein Zumbrunner: ich hätte gar nichts dagegen, mein Brot nicht selber verdienen zu müssen. Es macht einem gar nicht so viel Freude, wie man es sich am Anfang vorstellt. Ich ließe mir jetzt sehr gern eine Rente von 10,000 Franken geben. Dann könnte

ich mich ausschließlich solchen Arbeiten widmen, mit denen zwar nicht gerade Brot zu verdienen ist, die aber dessenungeachtet die allerwichtigsten sind. Es handelt sich ja bloß darum, daß man etwas tut, Fräulein Zumbrunner, nicht, daß man damit Geld verdient."

„Nun ja, aber was soll ich denn tun?“ Und nun sah Martha ganz traurig aus.

Er ging auf und ab.

„Haben Sie keine Lust, beispielsweise Schneiderin zu werden?“ fragte er.

Sie dachte eine Weile nach und sagte dann: „Nein.“

„Das scheint mir nämlich gar kein übler Beruf zu sein. Eine gute Schneiderin ist eine Künstlerin. Sie ist schöpferisch tätig, so gut wie ein Bildhauer, wenn auch auf andere Weise. Und dabei ist es eine ausgesprochen weibliche Tätigkeit. Also, Schneiderin wollen Sie nicht werden. Wie wär's mit einer Gärtnerin?“

„Ich weiß nicht recht, aber ich könnte es vielleicht versuchen,“ sagte sie gehorsam.

Er stand vor einem vollgepfropften Schrank, in dem es recht unordentlich aussah.

„Eigentlich wäre hier Arbeit genug,“ sagte er lachend.

„Wo? Hier? Was für Arbeit?“ fragte sie eifrig.

„Ordnen, sammeln, katalogisieren und so weiter. Ich ertrinke ja fast im Studienmaterial und leide dabei gleichzeitig an chronischem Zeitmangel.“

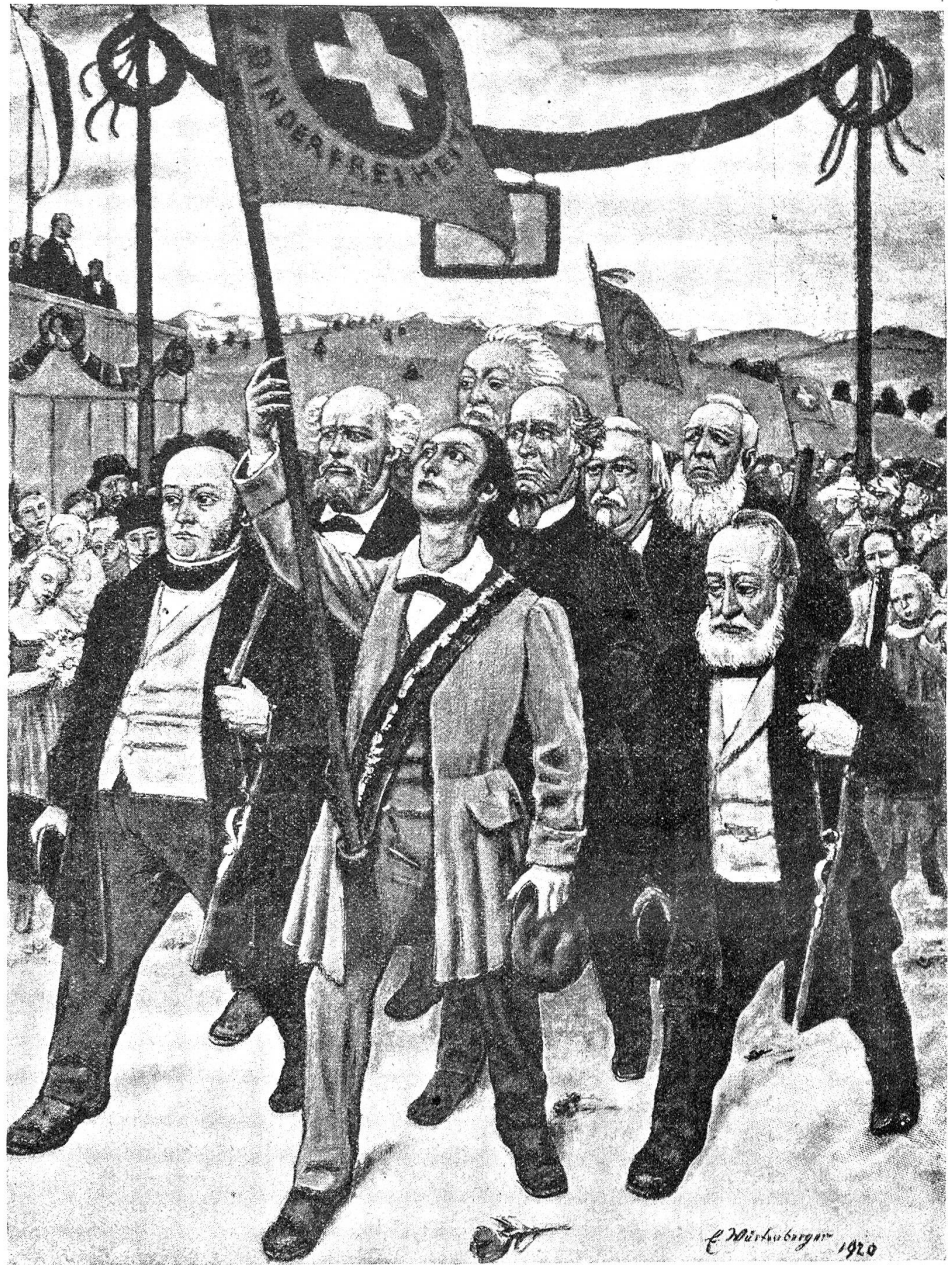
„Meinen Sie, ich könnte Ihnen helfen?“

„Wenn Sie wollen und wenn Sie keinen Lohn verlangen.“

„Ich werde ganz sicher keinen Lohn verlangen.“

„In diesem Falle könnten Sie ein gutes Werk tun und mir meine Arbeit sehr erleichtern. Aber auf eines möchte ich Sie zum Voraus aufmerksam machen. Sie setzen dabei vielleicht Ihren guten Ruf aufs Spiel. Denn die Leute werden sich dabei natürlich irgend etwas denken und selbstverständlich nicht das Beste. Wo zwei beisammen sind, da gibt's immer Anlaß zu übler Nachrede.“

„Ach, das hat nichts zu bedeuten, Herr Doktor. Ich



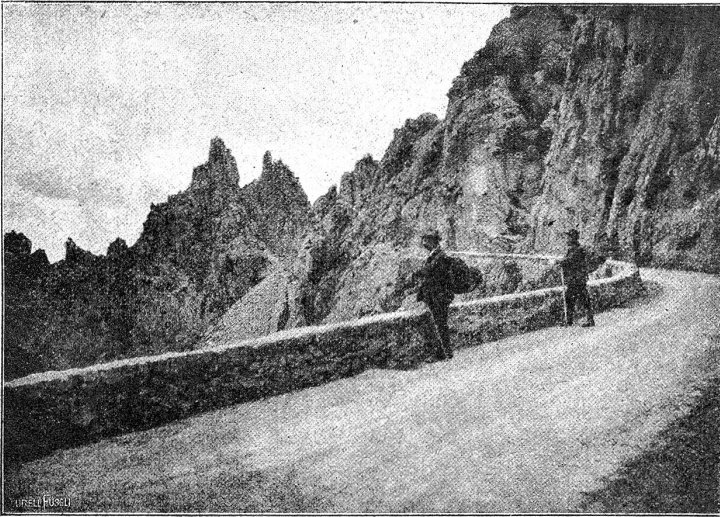
Ernst Würtenberger: Das Fähnlein der sieben Aufrechten (Neue Fassung).

Ernst Würtenberger ist sicher wie kein zweiter Schweizer Maler berufen, Gottfried Kellers Dichtungen zu interpretieren. Er hat köstliche Holzschnitte zu den „Leuten von Seldwyla“ geschaffen. Im Falle „Fähnlein der sieben Aufrechten“ hat er sich aber ein Besonderes geleistet. Wohl entspricht die dargestellte Situation der Novelle: Karl Hediger, der junge Fahnenträger, führt seine sieben alten Mannli zum Gabentempel hin, ihnen die schwere Pflicht der Ansprache mit dem Fähnlein abnehmend. Noch sind ihre Gesichter finster und ihre Seelen gedrückt, wissen sie doch nicht, wie die Geschichte ablaufen wird. Die kleine originelle Schützenschar erregt nicht geringes Aufsehen bei ihrem Aufzuge. Soweit wäre Würtenbergers Darstellung buchgetreu. Betrachtet man nun aber die Sache näher, so entdeckt man unter der Schar der Sieben wohlbekannte Gesichter: da ist rechts vorn der kurze, dicke Zürcher Staatschreiber und Dichter selber und links die nicht weniger markante Erscheinung des Berners Jeremias Gotthelf. Und hinten über allen ragt das hochstirnige Haupt des dritten großen Schweizerdichters jener Zeit hervor: das C. F. Meyers. Die ältere Fassung des Bildes läßt in den übrigen Köpfen Gestalten aus dem gleichen Freundeskreis wie Böcklin, Koller und Adolf Frey erkennen. So hat also Würtenberger vom Recht der freien Interpretation des nachschaffenden Künstlers geistreichen Gebrauch gemacht.

habe ja überhaupt keinen guten Ruf mehr. Wenn ich dafür bloß eine rechte Arbeit habe.“

„Arbeit ist übergenug da, Fräulein Zumbrunner. Vielleicht allzu viel.“

„Nein, nein, je mehr je lieber.“



Wanderungen in Korsika. Die Calandrie.

„So sagte ich auch, und dennoch freue ich mich jetzt auf Ihre Hilfe.“

„Also abgemacht?“ und sie hielt ihm die Hand hin.

„Beschlossen, Fräulein Assistentin,“ rief er fröhlich, faßte ihre Rechte und drückte sie kräftig.

Sie freute sich des Versprechens guter Kameradschaft und sagte: „Ich bin sehr froh darüber, denn bisweilen, offen gestanden, fühle ich mich etwas einsam in meiner Stube, die mir so fremd ist. Es ist schwer, sich in einer solchen Stube daheim zu fühlen.“

„Natürlich,“ sagte er. „Und ihn werden Sie auch noch nicht ganz vergessen haben.“

„Nein,“ gestand sie, „wie könnte ich auch. Und es ist ja jetzt auch nicht mehr nötig. Man muß sich bloß zum Vergessen zwingen, wenn einem etwas schädlich ist. Aber jetzt schadet's ja nichts mehr, wenn ich dann und wann an ihn denke. Ich habe ja meinen Weg gefunden. Aber darum wollte ich eigentlich auch ins Kloster, d. h. wollte ich Krankenschwester werden.“

„Ein Spital ist kein Kloster,“ sagte er. „Es gibt auch hier Mädchen und Buben wie überall, und auch hier geschieht, was überall geschieht. Das ist nun einmal so und scheint nicht anders sein zu können, und ich mache mir kein Recht an, Steine auf die Sünder zu werfen.“

„Ich auch nicht,“ sagte sie, und ihr Gesicht, das bei seinen Worten ernst geworden war, hellte sich wieder zu einem Lächeln auf.

„Ja, die Welt,“ sagte er.

„Die Welt ist schön,“ sagte sie fest und bestimmt.

„Und ich bereue nichts. Möchten das alle ändern auch sagen können, das wünsche ich ihnen von Herzen. Denn das ist das Wichtige, das weiß ich jetzt. Nicht auf die Tat kommt es an, sondern auf das, was man mit der Tat nachher tut. Oder nicht?“ (Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Korsika.

Von Dr. C. Täuber.

An der Westküste.

Ostlich des Hügels führt die Straße nach Calcatoggio und an den anmutigen Golf von Sagona. In drückender Mittagshize zogen wir rucksackbeschwert einher, an Willen

und Gärten, an Feldern und wenigen Dörfern und kahlen Höhen vorbei. Ach, wenn nur was Lame und uns mitnähme! Richtig, da kehren sie mit ihren Karren vom Markt aus der Stadt zurück; sie haben Mitleid mit den armen Wanderern, die sich nicht Pferd oder Maulesel leisten können. „Dürfen wir die Säcke aufladen? Wir gehen nach Calcatoggio.“ — „Recht gerne.“ — So hielten wir lange mit dem Karren Schritt und plauderten mit den unter dem schattigen Segeltuch sitzenden Insassen. Bei einem Wirtshaus wird Halt gemacht, da Kommissionen aus der Stadt zu besorgen sind. Wir spülen mit einem Schlud edlen Weißweines den Staub aus der Kehle; da wir von hier eine Abkürzung nehmen können, werden wir ja den Wagen wieder einholen. Aber wir holten ihn nicht mehr ein; denn lang und in großen Kehren, die wegen der Mulden nicht mit Vorteil zu schneiden waren, zog sich der Weg zum Col de Bastiano (415 Meter) hinauf, mit vollem Namen San Sebastiano wegen einer diesem Heiligen dort geweihten Kapelle. Wir rasteten nicht lange; hatten wir den hübschen Blick aufs Meer doch beständig

vor uns. Es wurde allmählich dunkel, und beim ersten Haus an der Straße erkundigten wir uns nach einer Unterkunft. „Sind Sie die Herren mit (besser: ohne) den Rucksäcken? der Kärner hat drei Stück abgegeben und für jeden 50 Cts. verlangt, was wir bezahlten.“ Das traf sich also gut. Meine Kameraden hatten bereits den falschen und durch nichts gerechtfertigten Verdacht geschöpft, er sei damit durchgebrannt. Es zeigte sich hier wieder, daß man immer mißtrauischer ist gegenüber Leuten, deren Sprache man nicht versteht; so geht es vielen Reisenden deutscher Zunge in Italien. Die zahlreiche Familie musterte uns Fremdlinge neugierig; wir ließen uns etwas austischen und begaben uns hernach in das nicht mehr ferne kleine Hôtel des Touristes der Madame Paoli, das einfach und sauber gehalten ist. Statt im zeremoniellen Gastzimmer ließen wir uns am flackernden Kaminfeuer des gemeinsamen Stübchens der Hausbewohner nieder, wo wir dem einzigen Gast, einer ältern Dame aus Paris, die als gute Patriotin öfter ihre heimatliche Insel besucht, Gesellschaft leisteten. Man tischte uns einen schmackhaften Brucio, ein korsisches Nationalgericht, auf, bestehend aus Schottenkäse mit Zucker, das zum Landwein vortrefflich paßt. Am Morgen fuhr ein Wagen vor, dem drei eifrig politisierende Herren zu kurzer Frühstückskraft entstiegen. Es waren Wahlmacher, die im Sinne des großen gelben Plakats in verschiedenen größeren Dörfern Versammlungen zugunsten der bonapartistischen Abgeordneten-Kandidatur von Bugliesi-Conti veranstalteten.

Wir wollten bis Sagona das Postautomobil benützen, das in Ermangelung der angestrebten Bahn Naccio—Bico diese Orte verbindet; allein unglücklicherweise ging gerade ein heftiger Platzregen nieder und die Insassen des fast vollen Wagens, einige Priester und eine Nonne, verspürten keine Lust, unsertwegen zusammenzurücken. So wanderten wir zu Fuß zum Meer hinab, die hübschen Terrassen, auf denen das Dorf Calcatoggio aufgebaut ist, hinter uns lassend. In der Macchia ließen einige Hirten ihre Schafe weiden. Beim Gehöft Tuuccia am Strand setzten wir uns zum „Znüni“ hin und erspähten eine Fahrgelegenheit. Der Bauer besaß einen Bread, mit dem jedoch der Sohn zum eine Stunde entfernten Liamone-Fluß gefahren war, um zu fischen. Flugs schwang sich ein Junge auf eines der Maultiere und trabte davon, ihn zu holen.

Inzwischen erkundigten wir uns über die landwirtschaftlichen Verhältnisse. Der Bauer besitzt drei kleine Rebstücke, die ihm jährlich an die 5000 Liter Wein einbringen. Daneben kultiviert er Feigen, auch Fichi d'India (Figs de Barbarie), Kirschbäume, etwas Birnen und Äpfel, die er nach Naccio verkauft. Für seinen eigenen Gebrauch pflanz